



Harald Kluge

30. Jänner 2011

„heulen und hassen“

An den Strömen Babels,
da sassen wir und weinten,
als wir an Zion dachten.
Unsere Leiern hängten wir
an die Weiden im Land.
Denn dort verlangten,
die uns gefangen hielten, Lieder von uns,
und die uns quälten, Freudengesänge:
„Singt uns Zionslieder!“
Wie könnten wir Lieder des HERRN singen
auf fremdem Boden.
Wenn ich dich vergesse, Jerusalem,
soll meine Rechte verdorren.
Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben,
wenn ich deiner nicht mehr gedenke,
wenn ich Jerusalem nicht erhebe
über die höchste meiner Freuden.

Den Tag Jerusalems, HERR,
rechne den Edomitern an,
die sprachen: Nieder, nieder mit ihr
bis auf den Grund.
Tochter Babel, der Vernichtung geweiht,
selig der, der dir die Untat heimzahlt,
die du an uns getan hast.
Selig, der deine Kinder packt
und am Felsen zerschmettert.
Psalm 137 (Zürcher)

Liebe Gemeinde!

An der Alten Donau saßen wir und weinten. Als mir eine gute Freundin vor einigen Monaten erzählt, dass sie sich scheiden lassen wird. Sie hält ihren Ehemann nicht mehr aus. Er ist egoistisch, rücksichtslos und sie fühlt sich permanent überwacht und unterdrückt. Das alte Lied auf der Leier der gescheiterten Ehen. Sie tat mir echt leid und die Situation hatte etwas zutiefst Tragisches, wie immer, wenn Beziehungen zerbrechen.

Klar, keine Zeit für Freudengesänge aber plötzlich fällt der Satz: „Eigentlich wünschte ich mir, der Kerl wär tot, dann wüsste er wie sich das anfühlt, wenn man innerlich stirbt.“ Auch nette Freundinnen können anderen den Tod an den Hals wünschen. Und haben sich nicht schon die meisten einmal gedacht: „Also, wenn es mit dem einmal ein End find, wär das auch nicht weiter schlimm.“

Man könnte Mitleid haben, ja sogar ein wenig Bewunderung empfinden mit all denen, die sich gegen ihre Unterdrückung auflehnen. Die sie nicht hinnehmen, sondern ausbrechen wollen, aus dem Gefängnis, dass sie so sehr einschränkt. Massen gehen auf die Straßen von Tunesien und Ägypten. Sie fordern, heißt es, Reformen – welcher Art, weiß man nicht genau. Ihr angestauter Ärger, aufgestachelte Wut bricht heraus und bringt auch Tote, Verletzte und Sachschäden mit sich.

Auch bei uns am Stephansplatz haben Menschen demonstriert – für Politikwechsel in Ägypten – für die Abdankung Mubaraks – von da war es nicht weit zu „Tod für Mubarak!“ Wo es Repressionen gibt, Unterdrückung, Leid und Schmerz, da ist der Weg zur Aggression und Gewalt anscheinend nicht weit. Das können wir im Psalm 137 nachlesen. Kommen die Anfangsverse noch ganz deprimierend daher, schlägt er gegen Ende einen Ton an und stellt Bilder in den Raum, die zum grauslichsten und schrecklichsten gehören, was die Bibel zu bieten hat.

Die Psalmen sind nun einmal Lieder voller Wucht, voller Kraft und voll überschäumender Emotionen. Sie sind nicht zum gedankenlosen Vorrezitieren geeignet. Denn dann passiert das, was wir heute erleben. Man bleibt beim Psalm 137 hängen, stolpert über diese

grässliche Seligpreisung. „Selig, wer die Kinder ...“

Nirgendwo außerhalb der Psalmen liest man von so viel Verzweiflung aber auch Hoffnung, von so viel Gequältsein aber auch von einer unglaublichen Befreiung im Glauben an Gott. Der Einzelsalm ist wie ein einzelner Ton in einer Melodie, es ist womöglich der düsterste, unangenehmste Ton aller 150 Töne dieses Stückes. Eine unterdrückte Seele schildert unter welchen Qualen sie leidet. Es gehört zu den traurigsten und schaurigsten Erzählungen:

Als wir an den Flüssen Babylons saßen. Die Israeliten waren aus Jerusalem und ihrem Land deportiert worden. Ihre Zwangsumsiedelung nach Babylon, ins Land des schlimmen Feindes, war die größte Schmach. Jerusalem war zerstört. Der Tempel des HERRN war dem Erdboden gleichgemacht. Im fernen Babylon mussten die jüdischen Familien und Völker arbeiten und durften viele Jahrzehnte nicht heimkehren. An den Kanälen, den Flussläufen Babylons – der neuen Heimat, bei der versucht wurde, sie ja nicht als Heimat zu empfinden – dort wurde gearbeitet und dort trafen sich die Verbannten zum Gottesdienst, zum Beten und zum Wühlen in Erinnerungen.

Sie klagen über ihre Schmach, ihre Trauer. Mit zittrigen Händen, mit Ohnmacht und Wut im Bauch bleibt ihnen nur noch eines: Sie verweigern sich, wo sie können. Babylon darf ihnen nicht zur Heimat werden. Sie dürfen sich nicht integrieren, anpassen, es sich gemütlich machen. Sie dürfen nicht vergessen, was ihnen angetan worden war.

Sie hängen ihre Instrumente in die Pappeln, in die Bäume und weigern sich, ihre berühmten Lieder zu spielen. Es ist ihnen nicht zum Feiern oder zum Musizieren zumute. Man fordert sie auf: „Singt uns eure Zionslieder!“ „Feiert mit uns! Trinkt mit uns!“ Niemals. Der Feind muss der Feind bleiben. Täglich erleben sie wohl auch Erniedrigungen, fühlen sich entwürdigt, vorgeführt, verspottet, gedemütigt. Wenn sie auf den Straßen Babylons unterwegs sind, sehen sie sich als Fremdkörper, Fremdlinge. Wie lange können das Menschen ertragen, fremd zu sein im eigenen Land?

Psalm 137 ist ein Dokument, das uns zeigt, wie tief ihre religiöse Depression gewesen sein

muss. Ihr Gott hatte gegen Marduk, den babylonischen Obergott anscheinend verloren. Seine Tempel waren noch intakt, während der Tempel des HERRN nur noch in der Erinnerung fortlebte.

Wenn ein Mensch glaubt, dass er keinen Spielraum mehr im Leben hat, sucht er sich einen „Anker“ zum Festhalten, damit er nicht völlig untergeht. Die Anker der Juden in der Fremde waren zum einen das ständige Wachhalten der erlittenen Qualen und das Wachhalten der Erinnerung an Jerusalem. Zion, Jerusalem – nichts soll mehr Freude bereiten. Die rechte Hand soll verdorren und die Zunge am Gaumen kleben bleiben, wenn sie darauf vergessen sollten. Jerusalem als Stadt des Friedens, als Heimatstadt und Zukunftsstadt. Ein topografischer Fixpunkt im Chaos der Zeiten. Der „Gipfel der Freuden“. Wir alle suchen uns solche Anker, wenn wir in Krisen hineinschlittern. Orte, Freunde, Bücher.

Sicherinnern ist ein Lebensprinzip, ein Überlebensmotto. Wenn wir vergessen, woher wir kommen, gehen wir auf in der Fremde, werden wir selbst zu Fremden, hören wir auf zu existieren, wird es über uns nichts mehr zu sagen geben. Alle Migranten machen solche schwierigen Zeiten durch. Das Gefühl einer Zerrissenheit zwischen der Kultur und dem Land der Herkunft und der Kultur und dem Land, in dem wir leben und arbeiten, Familien gründen und Anteil an der Entwicklung haben. Für den Psalmeter bleibt Babylon immer ein verabscheuungswürdiger Ort. Dort in der Fremde kann er nicht zur Ruhe kommen, weil er es auch nicht will.

Es ist fast wie bei einer griechischen Tragödie, was sich hier im Seelenleben dieses Mannes abspielt. Dass diesen Psalm einen Frau geschrieben hat, bezweifle ich. Zu Anfang bekommen wir – am ruhigen Fluss sitzend und ganz nachdenklich – einen Einblick ins Innenleben des Helden. Der Beter überlässt sich ganz seinem Schmerz und steigert sich richtiggehend ins Leiden hinein. Er vergräbt sich im Schmerz, spürt nur noch Schmerz. Selbsthilfegruppen und Gespräche in akuten Krisenzeiten zeigen, dass auch heute viele Menschen sich im Leiden verlieren können. Man sieht plötzlich nur noch den eigenen Schmerz, wie schlimm es mir jetzt geht. Alles andere fällt völlig aus dem Blick. Nichts

anderes wird mehr wahrgenommen. Und man erwartet sich, dass die anderen auch nur noch das geschilderte Leiden anstarren. Es ist dies eine Phase, wo das Selbstmitleid mit dem Bohren in den alten Wunden immer wieder neu gefüttert wird. Die Wunden der vergangenen Zeiten können nicht heilen, weil sie immer wenn sich Krusten gebildet haben, diese aufgebrochen werden.

„Ja, es geht mir eigentlich schon besser, als letztes Jahr, aber wenn ich daran denke, war das damals eine solche Gemeinheit und es ging mir ja schlecht, weil die so grausam zu mir waren und eigentlich hat sich nichts geändert und vergessen oder verzeihen werde ich ihnen das nie ...“

Das Aufwühlen der schrecklichen Erinnerungen lassen Wunden nie heilen. Sie denken sich immer neu an diesen Fluss in Babylon zurück, wo ihnen das ganze Unrecht, das ihnen angetan worden war, zum Bewusstsein gekommen war.

„An den Strömen Babels, da sassen wir und weinten, als wir an Zion dachten.“

Und plötzlich bekommt diese depressive Grundstimmung einen völlig neuen Unterton: „Den Tag Jerusalems, HERR, rechne den Edomitern an, die sprachen: Nieder, nieder mit ihr bis auf den Grund. Tochter Babel, der Vernichtung geweiht, selig der, der dir die Untat heimzahlt, die du an uns getan hast. Selig, der deine Kinder packt und am Felsen zerschmettert.“

Wir haben in der Lesung die Selipreisungen von Jesus gehört. Denn sie sollen ein klares Gegengewicht zu diesen unseligen Preisungen darstellen. Man kann auch nicht leichtfertig davon reden, dass es sich eben um einen Alttestamentarischen Psalm handelt und das Alte Testament sei halt blutrünstiger und grausamer. Solche erschreckenden Rachephantasien zeigen nur eines, dass der Psalmschreiber hier klar zeigen möchte: Der Feind, der Peiniger soll die gleichen Qualen erleiden. Wie bei der Tragödie führt der Leidende vom Selbstmitleid direkt aufs Schlachtfeld der Furien. Die Furien treten als Gestalten und Rached Gedanken dort auf, wo Wut und Zorn unkontrolliert herausbrechen. Der Zorn, den man auf sich selbst verspürt, richtet sich schlagartig gegen die anderen. Voll Raserei und

blinder Wut zeigt sich das leider in den Nachrichten allerorts, weltweit, vor kurzem in Vorarlberg. Ein Mann hatte seine Wut nicht unter Kontrolle und tötet ein Kind.

Wo die Saat eines angestauten Hasses aufbricht, gibt es Verletzte und Tote. Und wir können dann meist solche Gräueltaten, wie gegen wehrlose Kinder, gegen wehrlose Gruppen der Gesellschaft oder wie sie derzeit im internationalen Terrorismus überall auftauchen können, erst einmal nur ohnmächtig und fassungslos hinnehmen. Wir wagen nicht unseren Augen zu trauen, was Menschen einander anzutun im Stande sind, aber trotzdem schauen wir weiter zu. So wie es mit dem Psalm 137 passiert. Wehmütig fängt dieser Psalm an – so wie man es erwartet, um dann abscheuliche Rachedgedanken zu offenbaren.

Die seelische und psychische und auch physische Not und Unterdrückung hat sich scheinbar ein Ventil gesucht, das eigentlich durch Gebote Gottes verschlossen sein sollte.

„Du sollst nicht töten!“, meint eben mehr, als nur niemand umzubringen. Selbst dem Hass soll man sich verschließen. Dass es aber auch gläubigen Menschen passiert, dass sie sich in einem der größten Triebe – dem Hass – verlieren, zeigt nur in welcher guten Gesellschaft wir sind. Wenn Friedrich Nietzsche schreibt: „Grausamkeit gehört zur ältesten Festfreude der Menschheit.“, zeigt er auf, dass wir als Menschen unsere Schattenseiten haben. Hass entsteht aber nicht aus Zufall und wo der Hass einmal eingedrungen ist, sagt man, verbreitet er sich gerne weiter. So gesehen sind das Lachen und das Weinen ansteckend und ebenso auf seine Weise der Hass.

Uns bleibt dann eigentlich nur uns diesem Drang zu verschließen. Diese unseligen Preisungen abzulehnen, nicht mitzuhassen, aber auch nicht zu verurteilen, wem solche Gedanken kommen. Solche Höllenqualen sind nie nachzuvollziehen wie sie Menschen im Holocaust, in Ruanda 1994, die derzeit stattfindende ungeheure Gewalt gegen Frauen im Kongo, in Srebrenica 1995, in New York 2001, am Moskauer Flughafen 2011, in Madrid 2004 oder wo sonst noch Terroranschläge, Kriege und Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Massaker verübt worden sind. Wie soll man Feinden begegnen, die

man zu hassen gelernt hat?

Ein Weg heraus aus dem Teufelskreis des Hasses liefert der griechische Klassiker Antigone von Sophokles in der Szene zwischen Antigone und ihrem Onkel und Herrscher Kreon. Die beiden streiten darüber, wie man Feinden begegnen soll, die man besiegt hat.

Kreon: Nie, auch nicht, wenn er starb, lieb ich den Feind.

Antigone: Mitlieben, nicht mithassen ist mein Teil.

Mitlieben – philein – meint nicht die vorbehaltlose Liebe aus Leidenschaft, sondern die Liebe als Bündnis, als gegenseitige Ehrerbietung und gegenseitiges Respektieren und Achten. Nicht verzeihen, nicht vergessen, nicht vergeben als hehre Wunschziele – sondern auf dem Weg vom Hass zu einem Leben in gegenseitigem Respekt.

Wohin ein sich Hineinsteigern in Hass und Wut führen kann, das zeigt auf verstörende Weise dieser Psalm 137. Die Gefahr solchen Denkens wird deutlich und auch der innere Widerstand gegen solche Wünsche zeigen wohl nur umso mehr, dass wir Gottes Geschöpfe sind, wie alle unseren Nächsten und selbst unsere Feinde auch.

AMEN